

FRANKA BLOOM

rowohlt
e-BOOK



Mitte 40, FERTIG, los

ROMAN



Franka Bloom

Mitte 40, fertig, los

Roman

Über dieses Buch

«Immer wenn ich versuche, das Beste aus meinem Leben zu machen, wird es schlimmer.»

Nach fast dreißig Jahren kehrt Rike unfreiwillig zurück in ihr altes Kinderzimmer. Damals hatte sie die Enge der Kleinstadt mit wehenden Fahnen verlassen, um die Welt zu erobern. Nun ist sie wieder da. Mit gebrochenem Herzen und einem Koffer voll Problemen. Alle anderen scheinen ihr in puncto Lebensglück einen Schritt voraus. Und Rike muss erkennen, dass nicht alles schlecht war früher, dass Schein und Sein manchmal eng beieinanderliegen, dass Alter nicht vor Torheit schützt und dass sie sowohl von ihrem Sohn als auch von ihrer Mutter noch viel lernen kann ...

Ein Roman über die Suche nach sich selbst, über alte Träume, neue Wege und das große Glück.

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, April 2018

Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Redaktion Katharina Rottenbacher

Umschlaggestaltung und Motive: bürosüd, München

ISBN 978-3-644-40382-6

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

www.rowohlt.de

*Für meine
phantastische Familie*

1

Heute

Es geht nicht. Ich schaffe es einfach nicht.

Die vergangenen 36 Stunden waren die schlimmste Achterbahnfahrt meines Lebens. Und jetzt, nachdem es vorbei ist, stehe ich hier und bin unfähig, mich zu regen. Seit fast einer Stunde starre ich diese Tür an, absolut nicht in der Lage zu klingeln. Als hielte mich eine geheimnisvolle Kraft davon ab, den Klingelknopf zu drücken. Also setze ich mich erst mal auf einen meiner großen Schalenkoffer, die irgendwann mehr gekostet haben, als mein jetziger Kontostand anzeigt, und denke darüber nach, wie es so weit kommen konnte.

Gestern ging es noch, da konnte ich klingeln. Da war noch alles anders. Da konnte ich herkommen und klingeln, ohne dass sich mir der Brustkorb zuschnürte und vor allem, ohne Erklärungen abgeben zu müssen. Denn da konnte ich jederzeit auch wieder gehen, zurück in meine Komfortzone, zurück nach Hause, fort von hier. Doch jetzt? Jetzt gibt es keine Komfortzone mehr, keine Perspektiven, keine Zukunft, keine Kontrolle, kein Zuhause, kein Zurück. Warum nur habe ich die Zeichen nicht erkannt? War ich naiv oder ignorant? Oder beides?

Dabei sollte in meinem Alter doch eigentlich alles anders sein. Da hat man seine Schäflein im Trockenen. Mit Mitte 40. Studium, Beruf, Ehe, Kinder, Eigentum, Lebensversicherung. Alles in Sack und Tüten. Das war der Plan. Ein guter Plan, der ja auch funktionierte – bis vor kurzem. Bis vor drei Monaten, als mein Leben mich kalt erwischt hat und völlig unvorbereitet eine 180-Grad-Wende machte, weil ich mich dummerweise auf den Plan verlassen hatte. Zugegeben – das war nicht nur ignorant, sondern in höchstem Maße dämlich von mir.

Clemens, mein Mann, war gerade auf Geschäftsreise, als unser Nachbar Henning von schräg gegenüber überraschend vor der Tür stand. Völlig fertig und mit rot verheulten Karnickelaugen, was etwas seltsam aussah, weil Henning ein großer, breiter Typ ist, mit sehr muskulösen, tätowierten Armen, Glatze und gepiercten Augenbrauen, der seine Freizeit im Fitnessstudio und beim Holzhacken im Garten verbringt. Neben ihm standen ein großer Seesack und ein Zitronenbäumchen. Er war gekommen, um sich von mir zu verabschieden und mir sein geliebtes Zitronenbäumchen anzuvertrauen. Und um mir zu sagen, dass seine Frau seit Wochen mit meinem Mann vögelt. Dann fing Henning an zu weinen, drückte mich zum Abschied so fest, dass ich kaum Luft bekam, schnappte seinen Seesack, stieg in sein Wohnmobil und fuhr auf Nimmerwiedersehen davon.

Und ich stand da, völlig geschockt, und konnte das alles gar nicht glauben. Schließlich war ich seit zwanzig Jahren glücklich verheiratet – das dachte ich jedenfalls. Aber Glück ist

offensichtlich relativ. Ich hatte drei Tage Zeit, um herauszufinden, was an der Geschichte dran war, bevor Clemens von seiner Reise zurückkam. Und in diesen drei Tagen, in denen ich zu Hause und in seiner Firma sämtliche Schränke und Schubladen nach Ordern, Briefen, Kontoauszügen, Handy- und Kreditkartenabrechnungen durchsuchte, wurde mir klar, dass der Mann an meiner Seite seit Monaten tagtäglich eine Oscar-reife Darbietung zu Hause ablieferte. Denn ich fand nicht nur heraus, dass er tatsächlich seit Wochen ein Verhältnis mit Hennings Frau Veronica hatte, sondern auch, dass wir pleite waren. Seine Sanitärfirma stand kurz vor der Insolvenz, Konten und Kreditkarten waren maßlos überzogen, ausstehende Rechnungen konnten nicht bezahlt werden, weshalb sich in einem Karton die Mahnungen häuften. Statt sich um die Geschäfte zu kümmern, hatte er sich seit Wochen intensiv um Veronica gekümmert. Und ich hatte nichts mitbekommen. Das Ganze fing offenbar an, als Veronica sich von Clemens ein neues Klo einbauen ließ, während Henning irgendwo auf einer Bohrinsel in der Nordsee hockte. In dieser Zeit musste es gefunkt haben. Mit ihren 34 Jahren war sie noch mal zehn Jahre jünger als ich und 26 Jahre jünger als Clemens. Für seine kostspieligen Geschäftsreisen mit ihr plünderte er nicht nur das Firmenkonto, sondern auch unsere privaten Reserven. Alles weg. Ein absoluter Wahnsinn!

Zuerst war ich sauer auf Henning, der ja die Affäre zwischen seiner Frau und meinem Mann auch für sich hätte behalten können. Im Grunde war *er* dafür verantwortlich, wenn es jetzt

zwischen Clemens und mir auseinander ging. Jedenfalls versuchte ich mir das völlig irrational einzureden, aber es half nicht. Als Clemens nach drei Tagen nach Hause kam und das Chaos sah, wirkte er geradezu erleichtert, bestätigte alles, packte seine Sachen und verließ mich ohne ein Wort der Entschuldigung. Ich war einfach nur sprachlos. Der Schock saß tief. Dann kam der Schmerz. Es hatte mich völlig unvermittelt getroffen. Nie hätte ich gedacht, dass mir das passieren würde. Jeder, nur nicht mein Mann! Ich war nicht nur tief enttäuscht von Clemens, sondern vor allem verletzt. Dieser Vertrauensbruch tat so weh, dass ich es zuerst nicht wahrhaben wollte. Und dann kam die Wut. Hätte ich damals eine Waffe gehabt – ich wäre jetzt Witwe und unser Sohn Florian Halbwaise.

Das war der Anfang vom Ende meines bisherigen Lebens, denke ich, während ich so dasitze vor dem Haus, in dem ich aufgewachsen bin – und nass werde. Denn natürlich fängt es ausgerechnet jetzt an zu regnen, und bestimmt gibt es gleich auch noch Sturm und Hagel, Schnee, Tsunami und Erdbeben, oder eine Invasion Außerirdischer landet, um mich auf den Mars zu beamen oder mein Gehirn anzuzapfen. Ich rechne jedenfalls mit allem, während ich immer nasser werde und mich fühle und aussehe wie ein begossener Straßenkötter.

Ich muss endlich klingeln, denke ich, bevor ich mich komplett auflöse. Als Kind musste ich mich auf die Zehenspitzen stellen, um an den Klingelknopf zu kommen. Jetzt fahre ich mit den Fingerspitzen über den in Messing

eingelassenen blanken Drücker unter dem dazu passenden Messingschild mit der geschwungenen Schrift *Herrlich*. Ein schöner Nachname, den ich einfach so, ohne mit der Wimper zu zucken, abgelegt habe. Das war Clemens' großer Triumph meinem Vater gegenüber, der nicht begeistert war, dass ich von *Herrlich* zu *Klein* wurde.

«Herrlich ist man, klein macht man sich» – war ein Standardspruch meines Vaters, der auch sonst nicht von Clemens begeistert war.

Ich spüre die Feuchtigkeit durch meine Kleidung kriechen, gebe mir einen Ruck und drücke endlich auf die Klingel. Der mir wohlbekannte Dreiklang ertönt, und spätestens jetzt stehen Schmidts von nebenan am Fenster ihrer Küche, um zu sehen, wer da spätnachmittags am Nachbarhaus klingelt. Ich kann ihre neugierigen Blicke wie spitze Pfeile in meinem Rücken spüren, drehe mich aber nicht um. Ich habe schon vor Jahren beschlossen, sie weitestgehend zu ignorieren. Denn sie schienen unser Haus rund um die Uhr zu observieren und nötigten mir als Teenager die umständlichsten Methoden ab, mich unbemerkt davonzuschleichen. Am Anfang meiner Sturm-und-Drang-Zeit habe ich mich noch gewundert, woher meine Eltern so gut informiert waren, bis ich dahinterkam, dass es die Nachbarn waren, die ständig alles beobachteten und ausplauderten, wann ich wie das Grundstück verlassen hatte und zurückkam.

Nichts rührt sich. Ich klingele erneut, aber im Haus bleibt alles still. Dann trete ich ein paar Meter zurück und schaue mir

die Fassade an. Der Regen tropft mir ins Gesicht. Um besser sehen zu können, kneife ich die Augen etwas zu und beiße mir konzentriert auf die Zunge. Nirgendwo brennt Licht, und die Fensterläden im oberen Stock sind geschlossen. Dahinter sind die Zimmer meiner Eltern – Schlafzimmer, Badezimmer, Ankleidezimmer. Ach ja, und mein altes Zimmer, das meine Mutter gleich nach meinem Auszug zum Bügel- und Abstellraum degradiert hat.

Seltsam. Ist sie nicht zu Hause? Dann fällt mir ein, dass es vermutlich an dem Hörgerät liegt, das sie meistens abstellt oder gar nicht erst einsetzt, wenn sie keinen Besuch erwartet.

Der Regen wird stärker, ich werde nasser und resigniere schließlich. Ich seufze und tue das Unvermeidliche – ich krame meinen Hausschlüssel aus der Tiefe eines der Koffer und verschaffe mir Zutritt zu meinem Elternhaus.

Natürlich wollte ich die Privatsphäre meiner Mutter wahren und habe deshalb geklingelt. Sie hätte sich zu Tode erschrecken können, wenn völlig unerwartet jemand im Haus wäre. Das hätte mir schließlich in meinem Haus auch nicht gefallen. Es sei denn, es wäre George Clooney. Aber ob meine Mutter auf Clooney abfährt, ist fraglich. Dann lieber der Papst. Der wäre ihr wahrscheinlich immer willkommen. Egal, ob sie gerade auf dem Klo sitzt oder nackt und betrunken im Wohnzimmer einen Sonnentanz aufführt.

Ich schließe auf und betrete zögernd den Ort meiner Kindheit. Im Eingangsbereich stelle ich erst mal meine Sachen ab und schaue mich verwundert um, obwohl ich doch erst

gestern hier war. Wie schnell sich die Dinge ändern. Heute nehme ich mein Elternhaus völlig anders wahr als gestern, denn da konnte ich es wieder verlassen. Da war ich zu Besuch. Heute muss ich bleiben.

Ich muss an Schmidti von nebenan denken, der mit den neugierigen Eltern, der immer noch zu Hause wohnt. Und an die *Generation Bumerang* oder die *Hotel-Mama-Kinder*, über die ich mich gestern noch lustig gemacht habe. Heute gehöre ich selbst dazu.

Alles, was ich in den letzten Jahren ausgeblendet habe, wenn ich zu Besuch kam, ist plötzlich wieder da. Der Geruch nach den alten Holzmöbeln, das Knarzen des Parketts unter den dicken Teppichen und das dumpfe Geräusch der Schritte darauf. Es ist unmöglich, sich unbemerkt im Haus zu bewegen, weil das Parkett unberechenbar ist. Je nach Jahreszeit und Wärmegrad knarzt es unterschiedlich.

Das Haus wurde 1887 erbaut und entgegen allen heutigen Vorstellungen nach Norden hin ausgerichtet. Licht und Wärme wurden ausgesperrt – Sonne war etwas für arme Leute. Und weil es seit Ewigkeiten unter Denkmalschutz steht, war ausgeschlossen, jemals große Fenster oder Südbalkone nachträglich anbauen zu lassen. Zum Glück ist der Garten so groß, dass es keine Rolle spielt, in welche Himmelsrichtung er ausgerichtet ist, obwohl er natürlich die Nordseite des Grundstücks abschließt. Es gibt zwei Etagen – das Erdgeschoss und die Beletage plus Dachboden und Souterrain. Unterm Dach steht Gerümpel, das Souterrain dagegen wurde ausgebaut. Dort

war Papas Reich – eine wohltemperierte kleine Weinstube mit entsprechenden Lagerräumen für die Flaschen und ein Lese- und Raucherzimmer mit kleiner Bibliothek. Frauen und Kinder waren dort unliebsame Gäste und wurden allenfalls zum Saubermachen geduldet. Der zweite Lieblingsort meines Vaters war das Gartenhaus, wo er seinen geliebten Rosen etwas näher war.

Ich schaue mich um und lausche.

«Mama?»

Hier unten höre ich nichts außer dem Regen von draußen. Allerdings kommen leise Stimmen aus dem ersten Stock. Sie muss oben sein. Und jetzt bin ich mir sicher, dass sie ihr Hörgerät mal wieder nicht nutzt, obwohl sie es braucht. Sie hält das Gerät für sinnlos, weil sie angeblich ein ausgezeichnetes Gehör hat, was mich wahnsinnig macht, denn so ist es fast unmöglich, mich vernünftig mit ihr zu unterhalten – sie hört nur, was sie hören will.

Ich mache Licht, ziehe den nassen Mantel aus und werfe ihn schwungvoll über das Treppengeländer. Auch wenn das bis vor kurzem noch zu den absoluten Totaltabus in diesem Haus zählte, weil mein Vater jede Art von Unordnung missbilligte. Schuhe, Jacken, Schultaschen – alles musste sofort nach Betreten des Hauses an seinen dafür vorgesehenen Platz verschwinden.

So geräuschvoll wie möglich stapfe ich die Treppe hinauf. Die Stimmen werden lauter. Ich lausche an der Zimmertür

meiner Mutter und stutze: Was macht Jörg Pilawa in ihrem Schlafzimmer?

Ich öffne und sehe – wenig, denn die Fensterläden sind geschlossen. Schnell gewöhnen sich meine Augen an das Flimmerlicht des kleinen, alten Röhrenfernsehers, der neuerdings hier oben einen Platz gefunden hat. Ich erinnere mich, dass das alte Ding früher unten im Raucherzimmer stand. Die Luft im Raum ist stickig. Meine Mutter liegt reglos im Bett, die Augen geschlossen, der Mund halb geöffnet. Ihr rechter Arm hängt leblos herab, darunter am Boden liegt ihre Lesebrille, die herabgefallen sein muss. Mama schläft, denke ich, aber bei genauem Hinsehen deutet nichts auf Atmung hin. Das beunruhigt mich etwas.

«Mama? Alles in Ordnung?», frage ich leise und unsicher. Sie antwortet nicht.

«Mama?» Ich habe ein ganz ungutes Gefühl. Langsam gehe ich zu ihr ans Bett. Etwas in mir sträubt sich. Ich ahne, dass das hier kein guter Moment wird. Mein Herz klopft schneller, und Jörg Pilawa stellt ein neues Quiz vor. Dann trete ich gegen eine leere Flasche Holunderbeerschnaps am Boden, die sofort gegen eine zweite knallt. Hat Mama die etwa komplett –?

Vorsichtig berühre ich ihre Hand. Sie ist ganz kalt, die Haut wie Pergament und blaustichig. Ich halte den Atem an und beuge mich vorsichtig über den schmalen Körper meiner Mutter, die jetzt ganz klein und zart wirkt, mit ihren dünnen weißen Haaren, die artig gescheitelt und gekämmt sind. Panik kriecht empor, mein Herz schlägt noch schneller.

«Mama?», flüstere ich und ahne bereits, dass ich keine Antwort mehr erhalten werde. Mir schnürt sich der Hals zu.

Doch plötzlich reißt sie wie ein Zombie die Augen auf, schnellt hoch und verpasst mir mit dem Kopf einen schmerzhaften Kinnhaken. Ich taumele zurück, stolpere und falle mit dem Steißbein auf die Kante eines Tritthockers vor dem Kleiderschrank. Der stechende Schmerz schießt wie ein Blitz durch meine Wirbelsäule, in den Kopf, wo er brutal an die Schädeldecke stößt und meinen Körper so bald nicht mehr verlässt. Zum Glück ist wenigstens Jörg Pilawa verstummt.

«Ulrike!»

«Mama!» Ich weiß nicht, ob ich mir das Kinn, den Steiß oder den Kopf halten soll. Alles tut gleichzeitig weh.

«Was soll das?!» Meine Mutter starrt mich erschrocken an.

Ich befühle vorsichtig meine anschwellende Lippe, auf die ich mir von innen gebissen habe, und schaue anschließend auf das Blut in meiner Hand. Auch das noch. Vorsichtig versuche ich aufzustehen. Es tut so verdammt weh. Alles.

«Ich ... wollte ... Also, ich dachte, du seist ... Mama!» Ich raffe mich unter größten Schmerzen auf und umarme meine Mutter ganz fest, die nicht weiß, wie ihr geschieht. Ich bin so erleichtert, dass ich sie gar nicht mehr loslassen mag. Ich heule los, um alle inneren und äußeren Schmerzen rauszulassen. Das tut gut.

«Was machst du hier, Ulrike?», fragt sie, nachdem ich mich beruhigt habe und ihre Hand haltend auf ihrer Bettkante sitze.

«Ich ... bin wieder da ... Also, vorübergehend. Weil ... na ja, weil unser Haus ... renoviert wird. Ganz überraschend.»

Jetzt ist es raus. Meine Mutter will gerade nachfragen, aber ich komme ihr zuvor. «Das Dach ... Zum Glück hatten die Handwerker so kurzfristig Zeit. Ich erzähl's dir später», sage ich und winke ab.

Den ganzen Weg hierher habe ich mir überlegt, wie ich meinen überraschenden Einzug erkläre, ohne dabei dumm dazustehen. Wie oft hatte ich vorher behauptet, dass ich garantiert nie wieder zurückkehren werde. Weder der Tod meines Vaters noch meine gescheiterte Ehe waren Gründe für mich zurückzukommen. Solange ich ein Dach über dem Kopf hatte und unser Haus als Sicherheit, war alles okay. Aber wie soll ich meiner Mutter erklären, was ich selbst noch nicht begriffen habe. Nämlich, dass ich seit heute Morgen obdachlos bin. Erst mein Mann, dann mein Sohn, mein Vater und jetzt mein Haus. Alles weg. Ganz großes Kino! Und das in einem Alter, wo die meisten Menschen ihr Leben fest im Griff haben sollten und langsam sogar schon wieder einen Gang runterschalten, weil die Kinder groß werden und endlich Zeit für unerfüllte Träume ist, Zeit für Quality-Time. Und eigentlich sollte ich nachmittags im Beautysalon sitzen, mir die Nägel machen lassen und Zeitschriften wie *Happynez* oder *Wohlfühlen* oder *Landlust* lesen. Aber diesen Zug habe ich wohl verpasst.

«Was machst du so früh im Bett?», frage ich meine Mutter streng, nicht zuletzt, um von mir abzulenken. Sie geht sonst nie

vor der Tagesschau schlafen.

«Ich wollte mich ausruhen. Ist das verboten?»

Sie lässt meine Hand los und schiebt mich unwirsch zur Seite. Das ist normal – wenn sie unsicher wird oder nicht weiterweiß, wird sie zickig. Das kenne ich bei mir auch. Aber ich lasse mich nicht abwimmeln.

«Mama ... zwei Flaschen Holunderbeerschnaps?! Was soll ich denn davon halten?» Fehlt nur noch, dass ich den Zeigefinger hebe.

Sieht sie genauso.

«Die waren beide schon fast leer. Aber wie redest du eigentlich mit mir?! Glaubst du etwa, ich bin gaga geworden?» Sie wendet sich von mir ab, doch ich kann hören, dass sie weint. Ihre Stimme klingt brüchig und dünn.

«Ach Mama, wir können doch über alles reden. Warum hast du denn nicht angerufen?»

Sie zieht die Nase hoch. «Hab ich. Aber du bist ja nicht rangegangen.»

Typisch, jetzt geht sie in die Offensive. Angriff ist die beste Verteidigung. Das kenne ich. Jetzt macht sie mir ein schlechtes Gewissen. Aber nicht mit mir! Das heißt ... ja, mein Telefon hat heute ein paar Mal ihren Namen auf dem Display angezeigt, aber bei mir lief es auch nicht gerade rund.

Sie steht wider Erwarten auf und schließt sich ohne ein weiteres Wort in ihrem Badezimmer ein.

Oje, dann ist es wirklich ernst, denn so ein defensives Verhalten zeigt sie nur, wenn es ihr wirklich nicht gutgeht. Ich

verstehe das. Der Tod meines Vaters war nicht leicht für sie, nach 45 Ehejahren. Aber es kam für uns nicht überraschend, denn nach einem ersten Schlaganfall vor einem Jahr kümmerte sich Mama um ihn und war eigentlich vorbereitet.

Es wird wohl noch einige Zeit dauern, bis sie darüber hinweg ist, denke ich und starre die geschlossene Tür an.

«Alles okay? Mama?!»

Ich setze mich vor die Tür, und mit einem Mal kommt mir die Szene bekannt vor. So eine Art Déjà-vu, bloß umgekehrt.

Ich hatte mich, wie meine Mutter gerade, hier im Bad eingeschlossen, und sie saß, wie ich jetzt, auf der anderen Seite der Tür. Ich war elf und schämte mich, weil ich Torben aus meiner Klasse beim Flaschendrehen zehn Sekunden küssen sollte und dabei so heftig niesen musste, dass mein Rotz in seinem Gesicht landete. Ich wäre am liebsten im Boden versunken, ausgewandert, unsichtbar geworden oder gleich tot umgefallen. Meine Mutter reagierte verständnisvoll, war geduldig und redete stundenlang beruhigend durch die Tür auf mich ein – bis ich öffnete und ihr heulend in die Arme fiel.

«Mama, bitte mach die Tür auf», versuche ich es in einem sanften Ton. «Rede mit mir, bitte!»

Jetzt komme ich mir wirklich wie meine eigene Mutter vor. Nur, dass sie nicht öffnet und mir auch nicht um den Hals fällt. Schade. Aus Erfahrung mit meinem Sohn Flo weiß ich, dass ich jetzt besser den Rückzug antrete und ihr Raum gebe.

«Tja, dann ... Also, ich bringe mal meine Sachen in mein Zimmer. Ja?» Ich warte einen Moment, dann füge ich

unnötigerweise hinzu: «Du weißt ja, wo du mich findest.»

Ich gehe über den Flur zu meinem Zimmer, lege die Hand auf die Klinke und öffne mit einem vertrauten Quietschen die Tür zu meiner Vergangenheit. Wie habe ich diesen Raum früher geliebt! Mein Refugium. Hellblaue Wände und weiße Holzmöbel. In einer Ecke ein großes weißes Himmelbett, auf dem sogar noch meine Kuscheltiere und ein rotes Plüschherz vom Rummel liegen. Dieses Zimmer war das einzige im ganzen Haus, das in den achtziger Jahren renoviert und mit zeitgemäßen Möbeln ausgestattet wurde, weil meiner Mutter irgendwann auffiel, dass ich nie Freundinnen einlud. Kein Wunder, ich schämte mich für mein altes, braunes Kinderzimmer. Erst recht hätte ich niemals einen Jungen dorthin mitgenommen. Das neue Zimmer dagegen war mein ganzer Stolz. Trotzdem hatte ich nur selten Besuch. Denn der Rest des Hauses war ja nach wie vor peinlich altmodisch. Vor allem die Badezimmer: Das Gästebad im Erdgeschoss war mit hellbraunen Fliesen und dunkelbrauner Keramik ausgestattet, nicht zu vergessen die braune Vorlegegarnitur plus passendem Klodeckelbezug aus Frottee. Das sogenannte Masterbad im ersten Stock bestach durch ein modriges Allover-Moosgrün mit passenden Bad-Accessoires in freundlichem Matsch-Khaki und Blumendekor auf den Fliesen. Wie oft habe ich meinen Eltern später ans Herz gelegt, sich von Clemens neue Bäder machen zu lassen. Aber eher hätte mein Vater die Badezimmer zugemauert, als Clemens den Auftrag zu geben.

Aber so sehr ich mein neues Zimmer auch liebte, ich konnte nach dem Abi gar nicht schnell genug hier wegkommen. Und kaum war ich ausgezogen, stellte meine Mutter dieses Monster in mein Zimmer: einen Heißmangel-Bügelautomaten, der jetzt mitten im Raum steht und angeblich bis heute gute Dienste tut. Tatsächlich – ein Blick in meinen Kleiderschrank, der nach frischer Wäsche duftet, verrät, dass Mama offenbar immer noch gerne ihre komplette Tisch- und Bettwäsche mangelt. Der Schrank ist so voll damit, dass der Verdacht aufkommt, sie mangle für die ganze Nachbarschaft. Ich glaube, dass meine Mutter die einzige Person im Ort ist, ach was, auf der ganzen nördlichen Halbkugel, die zu Hause noch eine Heißmangel benutzt. Wozu gibt es schließlich Reinigungen? Abgesehen davon halte ich das Bügeln von Bettwäsche für reine Zeitverschwendung.

«Aber es fühlt sich so gut an und duftet so herrlich, wenn alles frisch gemangelt ist», hält meine Mutter seit Jahrzehnten dagegen. Ich sehe das nicht so: Meine eigene Bettwäsche duftet auch gut und fühlt sich auch gut an – ungebügelt, nicht gemangelt und an der Luft getrocknet. Frisch und sauber reicht mir völlig aus. Das ist vermutlich ein Glaubenskrieg.

Ich versuche, die Mangel vorerst zu ignorieren, und nehme mir vor, später zu überlegen, was ich mit dem Ungetüm anstelle. Ich bin überrascht, dass mein Bett frisch bezogen ist. Wusste sie etwa, dass ich komme? Aber dann fällt mir ein, dass meine Mutter auch die Gästebetten früher alle zwei Wochen frisch bezogen hat, weil man nie wissen konnte, wer

überraschend über Nacht zu Besuch kam. Überhaupt ist meine Mutter stets gut auf alles vorbereitet. Das Haus war und ist immer für den Ausnahmezustand gerüstet. Schließlich könnte überraschend der Bundespräsident vorbeischauchen. Dann ist das Haus tipptopp und picobello aufgeräumt und so sauber, dass man vom Boden essen kann, wobei das *gute Geschirr* selbstverständlich jederzeit einsatzbereit und das Silber poliert ist.

Niemals würde meine Mutter sich nachsagen lassen, eine schlampige Hausfrau zu sein. Abgesehen davon hätte mein Vater das auch gar nicht zugelassen. Sie überlässt nichts dem Zufall. Wenn überraschend Filmarbeiten im, am oder um das Haus herum stattfinden sollten – sie ist vorbereitet. Oder viel schlimmer: Es könnte ja sein, dass morgen die Schmidts von nebenan einem Doppelmord zum Opfer fallen und kurz darauf die Reporter vor der Tür stehen, um sich nach dem Privatleben der Opfer zu erkundigen. Dann soll es nicht heißen, die Gegend sei schmutzilig, nur weil meine Mutter nicht aufgeräumt hat oder der Garten nachlässig geharkt ist. Am Ende könnte sie deshalb noch verdächtigt werden. Niemals!

Nun bin ich also zurück, und was soll ich sagen? Alles ist vorbereitet: frische Bezüge, entstaubte Regale, flusenfreier Boden, und offenbar wird täglich gelüftet. Sogar die Fenster sind geputzt. Und hätte ich früher offiziell einen Jungen mit nach Hause bringen dürfen, würden jetzt wahrscheinlich Kondome im Nachttisch liegen. Für alle Fälle. Bei so was ist

meine Mutter ganz genau. Für meinen Vater wäre das absolut undenkbar gewesen.

Seitdem ich ausgezogen bin, habe ich tatsächlich nicht mehr hier übernachtet, obwohl ich ab und zu meine Eltern besuchte. Dann kam ich Sonntagmittag zum Essen und verließ Meppelstedt wieder nach der Tagesschau, in der Tasche selbstgemachte Marmelade, Reste vom Braten und Zeitungsartikel, von denen meine Mutter dachte, sie könnten mich interessieren.

Kopfschüttelnd sehe ich mich im Zimmer um. Im Regal stehen noch die Bücher, die ich zuletzt gelesen habe. *Der Herr der Ringe*, *Der Fänger im Roggen*, 1984 und *Effi Briest*. Krude Mischung, diese Schullektüre. *Effi Briest* hat mir damals zu meiner eigenen Überraschung gefallen. Wie sie sich gegen alle Konventionen und für die Liebe entscheidet. Eine leidenschaftliche und bewundernswerte Heldin. Gut, sie hat's nicht überlebt, aber sie hat alles gegeben.

In diesem Zimmer habe ich mich verkrochen, wenn ich Liebeskummer hatte, hier habe ich für mein Abi gepaukt, zusammen mit Mona von der Welt geträumt und wilde Make-ups ausprobiert, Simple Minds, Eurythmics und Duran Duran gehört, später dann Guns N' Roses und Nirvana. Hier habe ich feine Haarsprayschichten in mein Haar toupiert und, zum Ärger meiner Mutter, auf den Möbeln verteilt und stundenlang telefoniert, nachdem wir endlich ein Telefon mit extralanger Schnur hatten.

Und dann entdecke ich auf dem Schreibtisch, halb verdeckt von einer alten *Bravo*, einen dottergelben Briefumschlag. Ungewöhnlich, denke ich, denn niemand, der über zwölf Jahre alt ist, bekommt heutzutage noch farbige Briefe, weil doch generell kaum noch Briefe geschrieben werden und die Zeit der Kindergeburtstags-Einladungen vorbei ist. Neugierig ziehe ich den Umschlag hervor und bin noch überraschter, denn der Poststempel ist von letztem Monat, und der Brief wurde handschriftlich adressiert. Ein handbeschrifteter, gelber Umschlag macht heutzutage wirklich misstrauisch. Dieser hier besonders, denn er ist an mich adressiert und nicht an meine Mutter. Schließlich wohne ich schon seit fast dreißig Jahren nicht mehr unter dieser Adresse. Zudem ist er an die unverheiratete Ulrike Herrlich adressiert und nicht an die verheiratete Ulrike Klein. Ich starre auf diesen Umschlag, als sei er mit einer lebensgefährlichen Substanz wie Anthrax gefüllt.

Da dieser Brief ohne Absender super gut zugeklebt wurde und selbst mein kleiner Finger zu dick ist und meine Nägel zu kurz sind, muss ich ewig fummeln, bis das Ding aufgerissen ist. Ich komme mir dabei vor wie eine Zehnjährige beim Öffnen der Weihnachtspost. Und dann der Schock! Es ist die Einladung zum 100. Schuljubiläum meines ehemaligen Gymnasiums. Na prima! Das hat mir gerade noch gefehlt, denke ich und zerreiße die Einladungskarte im Affekt. Dann erst sehe ich das Klassenfoto der 7c im Umschlag. Zuerst will ich das auch zerreißen, aber im letzten Moment halte ich inne und schaue es mir genauer an. Ich stehe in der ersten Reihe, klein und

pummelig, und sehe aus wie ein pinkfarbenes Bonbon mit fettigen Haaren und Pickeln, ganz abgesehen von der schrecklichen Brille. Alles ganz, ganz schlimm.

Nachdenklich betrachte ich das Foto. Damals hatte ich meine Zukunft noch in der Hand, und ich muss zugeben, dass ich rückblickend heute vieles anders entscheiden würde. Natürlich ist das meinem jüngeren Ich gegenüber nicht fair, aber ganz ehrlich: Pink stand mir noch nie. Nach dem Abitur war ich jung und mutig und traf aus innerster Überzeugung diese *eine* wirklich wichtige Entscheidung in meinem Leben – ich ging von hier fort. Mit Abstand gesehen waren es wohl eher maßlose Selbstüberschätzung und Übermut, die mich antrieben. Ich verließ Meppelstedt, um definitiv nie wieder zurückkommen, weil mich der Kleinstadtmief und mein Elternhaus zu ersticken drohten. Ich wollte etwas von der Welt sehen, statt hier zu versauern ... und bin gescheitert, denn weiter als bis zur nächsten Großstadt bin ich gar nicht gekommen, und mit dem ersten Mann katapultierte ich mich, ohne es zu merken, zurück in die Fremdbestimmung und dank ihm jetzt zurück hierher in meine Vergangenheit. Welcome back!

Vielleicht hätte ich mich nicht so viel beeinflussen lassen sollen nach dieser ersten, damals sehr mutigen Entscheidung. Vielleicht wäre dann das eine oder andere anders gelaufen. Besser. Aber was nützen *hätte, sollte, könnte, wäre* – es ist, wie's ist, und bei mir ist es eben nicht so optimal gelaufen. Keine Ahnung, wie es den anderen auf dem Foto erging, denn außer mit meiner damaligen Busenfreundin Mona hatte ich nach dem

Abi mit keinem mehr Kontakt. Und diese Freundschaft ist schon im ersten Semester an der Uni unschön in die Brüche gegangen.

Ich werde also ganz bestimmt nicht zu diesem dämlichen Schuljubiläum gehen, denn niemand gesteht sich gerne Niederlagen ein, ich schon gar nicht.

Ich bin 44 Jahre alt, habe Übergewicht, alterstypische Hauterschlaffungserscheinungen, ernähre mich trotz guter Vorsätze ungesund, habe Mitesser an Dekolleté und Rücken, in meiner Körpermitte zu viel Fett und sonst überall zu wenig Muskeln, bin unsportlich und nicht gerade das, was man eine Sexbombe nennt. Mein Mann ist ein egoistischer Fremdgeher, zudem pleite und optisch eigentlich schon länger indiskutabel. Ich habe weder Geld noch Job und kaum Reserven, mein pubertärer Sohn wohnt lieber bei seinem Vater als bei mir, und ausgerechnet in diesem Chaos ist vor zehn Tagen mein Vater gestorben, weshalb mich meine Mutter mit Anrufen überhäuft hat und ich mit großen Schritten auf eine Depression zuschlittere. Alles in allem läuft mein Leben gerade nicht so blendend, um damit beim Schuljubiläum strahlend wie eine Ballkönigin zu brillieren. Ich bin mit wehenden Fahnen und lautem Protestgebrüll hier weggegangen, um die Welt zu erobern, und habe am Ende absolut alles vergeigt. Ich würde mich bei der Veranstaltung also nur aus Frust volllaufen lassen und ein erbärmliches Bild des Scheiterns abgeben. Nein danke! Das möchte niemand – und ich schon gar nicht. Um dem vorzubeugen und aus Scham und reinem Selbstschutz wird

Ach ja: Mamas und Franz' Hochzeit wird als wildeste Party Meppelstedts in die Stadtchronik eingehen. Benno organisiert die Party und macht natürlich die Musik. Die Poker-Mädels sind Wilmas Brautjungfern, Frau Hippel backt die Hochzeitstorte, und Jochen dreht das Spanferkel.

Danksagung

Mein ganz besonderer Dank gilt den besten Agenten der Welt Felix Rudloff, Georg Simader und Lisa Volpp von copywrite, die immer so viel Geduld mit mir haben, aber hoffentlich auch Spaß! Großer Dank natürlich an Ditta Friedrich, die zwar überraschend zu diesem Projekt gekommen ist, mit der ich aber sehr gerne zusammengearbeitet habe – Dreamteam! Katharina Rottenbacher danke ich für ihr waches Auge und hervorragendes Lektorat. Dank auch an Grusche Juncker, die mir diesen wunderbaren Weg geebnet hat! Ganz besonders dankbar bin ich für Christians unschätzbaren Ideen-Fundus, Emilias Korrekturen, Zoës Meinung und Lolas unumstößlichen Willen, mich an die frische Luft zu zwingen.

Rezepte

Teenage-Piña Colada aus dem basement – *süß, gehaltvoll, knallt*

- 12 cl Ananassaft-Konzentrat
- 6 cl Bacardi
- 3 cl Batida de Coco
- 5 cl Kokossirup
- 4 Eiswürfel
- 2 cl Sahne

Alle Zutaten im Shaker mixen und in ein großes Glas geben.

Rikes Lieblings-Piña Colada – *cremig, fruchtig, frisch, lecker*

- 8 cl brauner Rum
- 8 cl Cream of Coconut
- ½ Glas frische (!) Ananas, kleingeschnitten
- ½ Glas Crushed Ice

Die Zutaten in ein hohes Gefäß geben, mit dem Stabmixer schaumig mixen und in ein Cocktailglas abseihen.

Virgin Piña Colada – *cremig, alkoholfrei, kalorienreich*

16 cl Ananassaft (Direktsaft)

4 cl Cream of Coconut

2 cl Sahne

1 Spritzer Limejuice

½ Glas Crushed Ice

½ TL Vanillezucker

Die Zutaten im Shaker mixen und in ein Longdrinkglas, das zur Hälfte mit Crushed Ice gefüllt ist, abseihen.